

((Anzahl Druckseiten: 6 / Abb.))

((Rubrik:))

Titel

((Überschrift: 26/26' Franklin))

Leipzig hat alles getan, keine Orgelstadt zu werden

((Vortext: 18/22' Garamond kursiv, Satzbreite 109 mm, Flattersatz linksbündig))

Und ist es doch geworden! Vor allem dank eines Baubooms vor rund 100 Jahren und einer Restaurierungswelle im letzten Jahrzehnt. Hagen Kunze über eine allgemein weniger wahrgenommene Facette der Musikstadt Leipzig: die Orgelstadt.

((Haupttext [7½ Spalten]: 10/12' Garamond, Satzbreite 52 mm, Blocksatz))

Glaubt man den Experten, dann haben die Leipziger Organisten einen Traumberuf und wirken in einer Traumstadt: »Leipzig wird im neuen Jahrtausend zur Orgelstadt. Denn hier kann man dann lückenlos Instrumente aus verschiedensten Zeiten hören«, war sich Nikolaikantor Jürgen Wolf im Spätsommer 1999 sicher, als das *GewandhausMagazin* den Zustand der Kirchenmusik in Leipzig beleuchtete. Zum Beweis für seine These zählte Wolf damals vier Instrumente auf, die entweder in Planung waren oder gerade umfangreich überarbeitet wurden. »Die historisierende Bach-Orgel und die Sauer-Orgel in der Thomaskirche, die den Stand der Bach-Pflege im 19. Jahrhundert spiegelnde Ladegast-Orgel in St. Nikolai und die moderne Orgel in der Hochschule werden zusammen ein Ensemble bilden, das in ganz Deutschland einzigartig ist«, schwärmte der Nikolaikantor damals.

Sechs Jahre später sind nicht nur diese großen Prestigeobjekte, sondern auch einige nicht minder spannende, aber weniger öffentlichkeitswirksam vermarktete Vorhaben nahezu abgeschlossen. Und die Fachwelt war stets, wenn in der jüngsten Vergangenheit in der sächsischen Metropole ein Instrument vorgestellt wurde, voll des Lobes über das Gelungene. Enttäuschungen jedenfalls, wie sie die in ihrer Gesamtheit gar nicht nutzbare Universalorgel der Dresdner Frauenkirche für manche Experten darstellt, blieben den Leipzigern erspart. Die Antwort auf die Frage, ob Leipzig zu Beginn des Jahres 2006 nun jene versprochene Orgelstadt geworden ist, fällt deshalb nahezu einstimmig aus. »Die von mir festgestellte Tendenz ist eingetreten«, freut sich Jürgen Wolf heute. Auch der holländische Alte-Musik-Star Ton Koopman schwärmt gern von den Möglichkeiten, die er in der Bach-Stadt vorfindet: »Was hier entsteht, ist einzigartig«, lobte Koopman bereits vor Jahren. »Leipzig ist eindeutig eine Orgelstadt«, ist sich auch Universitätsmusikdirektor David Timm sicher, der selbst als Organist jenseits aller Genregrenzen die einzigartige Stilvielfalt seiner Wahl-Heimatstadt liebt.

Gewandhausorganist Michael Schönheit wundert sich gar über den kritischen Unterton, den diese Frage impliziert. Weshalb er ein Beispiel aus der französischen Hauptstadt bemüht, die als Welthauptstadt der Orgelmusik gilt – obwohl sich dort keine besondere stilistische Breite findet. »Würde aber deswegen jemand ernsthaft auf die Idee kommen zu behaupten, Paris sei keine Orgelstadt?«, fragt Schönheit. »Wer heute Kirchenmusik studieren will und auf eine qualitativ hochwertige Orgelausbildung Wert legt, ist gut beraten, wenn er nach Leipzig kommt«, lenkt Thomasorganist Ullrich Böhme zudem den Blick auf einen weiteren Aspekt der »Orgelstadt« Leipzig – den der seit langem anerkannten guten Ausbildung am hiesigen Kirchenmusikalischen Institut.

Dessen Direktor und zugleich Universitätsorganist Christoph Krummacher schränkt allerdings den Enthusiasmus ein. »Der Artikel ist in dieser Formulierung wichtig: Leipzig ist *eine*, aber garantiert nicht *die* Orgelstadt.« Denn angesichts des kulturellen Reichtums in ganz Deutschland könne keine deutsche Stadt für sich diesen Superlativ in Anspruch nehmen. »In

Freiberg prägen die historischen Orgeln zweifellos das Selbstbewusstsein der Stadt. In Hamburg und Lübeck gibt es wundervolle einzigartige Instrumente, in Leipzig begeistert die Heterogenität verschiedenster Stile. Und alle diese Beispiele stehen für Orgelstädte.«

Es ist eigentlich schon ein Wunder, dass die Stadt, in der Gewandhausorchester und Thomanerchor beheimatet sind, heute überhaupt in einer Reihe mit Freiberg und Lübeck genannt wird. Denn schaut man in die Geschichte zurück und setzt an sie heutige Maßstäbe an, dann hat Leipzig eigentlich alles dafür getan, keine Orgelstadt zu werden. Der Mut zu Visionärem fehlte mindestens genauso lange, wie man auch keinen Sinn für das historisch Gewachsene hatte. Dabei hatte Leipzig in früheren Jahrhunderten einiges zu bieten: Aus dem Jahr 1384 stammt die älteste Erwähnung einer hiesigen Orgel, sie stand in der Thomaskirche. Die früheste detaillierte Beschreibung einer Leipziger Orgel vermittelt 1619 Michael Praetorius, der das Instrument in der Paulinerkirche als ein Beispiel für die sich um 1500 vollziehende Aufgliederung des mittelalterlichen Blockwerks schildert: Diese Orgel besaß zwar noch zahlreiche in Grundton, Quinten und Oktaven gestimmte Prinzipalpfeifen, gestattete aber im Gegensatz zum unregistrierbaren Blockwerk bereits das Spiel einzelner Pfeifenreihen mit Ausnahme der »Mixtur 12fach auff einem besondern Laden«.

Dass das 1766 vom Leipziger Orgelbauer Johann Christian Immanuel Schweinefleisch für die reformierte Gemeinde gebaute Instrument als älteste Orgel der Stadt erhalten blieb, ist auch ein glücklicher Zufall. Die Auferstehungsgemeinde in Möckern, die zu den dutzenden Gemeinden gehört, die am Ende des 19. Jahrhunderts überall neu entstanden, baute 1901 zunächst ein provisorisches Gotteshaus. Ein teurer Orgelneubau war wohl erst für die endgültige Lösung geplant, also kaufte man zunächst das der reformierten Gemeinde zu klein gewordene Instrument an. Das Provisorium ist längst die dauerhafte Heimstatt der Auferstehungsgemeinde geworden – und in Möckern ist man inzwischen stolz auf die älteste erhaltene Leipziger Orgel, die bald wieder im originalen Zustand erklingen soll.

Möglicherweise wären die Musikhistorie und auch die Geschichte der Stadt Leipzig anders verlaufen, wenn die Verantwortlichen der Universität im November 1710 ein Genie als solches erkannt hätten. In jenem Jahr nämlich kehrte Gottfried Silbermann, der acht Jahre lang bei seinem Bruder Andreas im Elsass gelernt hatte, nach Sachsen zurück, um sich als Orgelbauer niederzulassen. Seine Ideen, die norddeutsche und elsässische Bauweise miteinander verknüpften, revolutionierten den Orgelbau. In Freiberg, wo er am 8. Oktober 1710 einen Vertrag über eine Orgel mit 41 Registern unterzeichnete, erkannte man dies. In Leipzig hingegen, wo er sechs Wochen später die alte Universitätsorgel prüfen sollte, hielt man Silbermann, der anstelle einer Überholung einen Entwurf für eine völlig neuartige Orgel mit insgesamt 44 Registern vorlegte, wohl für einen Hochstapler – auch, weil er in Deutschland noch kein einziges fertiges Instrument vorweisen konnte. Nicht auszudenken, was geschehen wäre, hätte sich die Universität für den Visionär entschieden: »Für den Bau eines seiner größten Werke hätte der junge Orgelbauer in Leipzig eine Orgelwerkstatt gegründet«, ist sich Ullrich Böhme sicher, der sogar noch weiter spekuliert: »Vielleicht wäre Silbermann in Leipzig geblieben, und die Stadt und ihre Umgebung besäßen heute eine solche Anzahl an Silbermann-Organen wie Freiberg und das Erzgebirge. Und mit hoher Wahrscheinlichkeit hätten die DDR-Mächtigen 1968 es nicht gewagt, eine Kirche mit einer großen Silbermann-Orgel zu zerstören.«

Die Geschichte ging andere Wege: Die Universitätsorgel baute Johann Scheibe, 1844 wurde schließlich ein moderneres Werk von Johann Gottlob Mende eingeweiht, das zu den am häufigsten veränderten Instrumenten Leipzigs gehörte, ehe es im Mai 1968 zusammen mit der Universitätskirche gesprengt wurde. Dass zu dem neu aufzubauenden Universitätsgebäude auch die Königin der Instrumente gehört, ist unumstritten. Die alte Jahn-Orgel der Uni-Kirche, die seit Jahren in der Peterskirche für den Gottesdienst genutzt wird, spielt für das

Projekt jedoch keine Rolle. »Zum einen gibt es einfach keinen Platz für eine Standorgel. Zum anderen entspricht dieses früher hauptsächlich zum Üben genutzte Instrument nicht den qualitativen Anforderungen an eine Orgel, die in einer Universitätskirche für den Gottesdienst gebraucht wird«, erläutert Krummacher.

Derlei Aussagen, die manche für Snobismus halten, werden die Verantwortlichen der Petersgemeinde freuen. Denn dort benötigt man das frühere Instrument der Universitätskirche dringend, stehen doch hinter dem Orgelneubau für das Gotteshaus in der Leipziger Südvorstadt noch große Fragezeichen. Ohne Zweifel ist nach Vollendung der Prestigebauten der Jahrtausendwende nun das Peterskirchen-Vorhaben zum Neubau einer sinfonischen Orgel das ambitionierteste Projekt, das Leipzig derzeit vorzuweisen hat. Seit der vor zwei Jahren gestorbene Universitätsmusikdirektor Wolfgang Unger das prächtige Gotteshaus zu Beginn der 90er Jahre ins öffentliche Interesse rückte, hat sich viel getan. Nun will sein Sohn Johannes, der Assistent des Thomasorganisten, als Vorsitzender des Orgelförderkreises der Kirche wieder zu einer angemessenen Orgel verhelfen. »Im Jahr 2010, wenn die Restaurierungsarbeiten an der dann 125-jährigen Kirche abgeschlossen sind, soll hier ein neues Instrument erklingen«, fasst der junge Organist seine Vision zusammen.

Denn die 1885 fertig gestellte Sauer-Orgel ist im und nach dem Krieg unwiederbringlich verloren gegangen. Jahrelang prüfte eine Expertenkommission, wie eine Orgel für diesen einzigartigen neugotischen Kathedralbau beschaffen sein müsste. Zwei Ideen gab es. Der originalgetreue Wiederaufbau des alten Instruments wäre eine spannende, aber keine einzigartige Lösung. Nun aber soll an der Pleiße ein Werk nach dem Vorbild des genialen Franzosen Aristide Cavaillé-Coll entstehen. Und das scheint nicht aus der Luft gegriffen. Denn Wilhelm Sauer, der sich in Leipzig gleich mehrfach verwirklichte, ging bei Cavaillé-Coll in die Lehre und entwickelte aus dessen Firmenphilosophie den Typus der deutsch-sinfonischen Orgel. »Wenn die Vision Wirklichkeit wird, hätten wir in Leipzig das Vorbild und dessen Wirkung auf engstem Raum beieinander«, schwärmt Unger. »Zudem würde dieses französische Instrument in der Orgelvielfalt Leipzig nicht nur eine Lücke schließen. Eine Orgel nach Cavaillé-Coll außerhalb Frankreichs wäre generell eine Sensation.«

Wie kam es überhaupt dazu, dass sich hier vor 120 Jahren eine derart einzigartige heterogene Orgellandschaft entwickelte? Der Grund liegt in jenem eigentlich wenig glücklichen Umstand, dass sich in Leipzig keine große Orgelbaufirma ansiedelte, obwohl der Boden dafür bereitet war: Innerhalb von nicht einmal 100 Jahren wurde aus der beschaulichen 40 000-Einwohner-Stadt eine der größten Metropolen des deutschen Reiches, in der mehr als 700 000 Einwohner lebten. Wie Pilze schossen in diesen Jahrzehnten die Vorortkirchen aus dem Boden. Und als am Ende des 19. Jahrhunderts die Nachfrage nach Orgeln immer größer wurde, führte dies in ganz Deutschland zu einem gewaltigen Verdrängungswettbewerb: Fabriken, in denen qualitativ hochwertige und technisch modernste Instrumente nahezu am Fließband geschaffen wurden, verdrängten Orgelbauer, die ihre Arbeit eher als Kunsthandwerk verstanden. Große und überregional bedeutende mitteldeutsche Namen wie Ladegast verschwanden dadurch ebenso wie die kleinen hiesigen Firmen, die bis dahin die Kirchen der Region versorgten. Weil die Einwohner einer der reichsten Städte des reichsten deutschen Landes für ihre neuen Kirchen aber das Beste vom Besten forderten, teilten sich die nur wenigen verbliebenen Firmen den großen Kuchen: Zunächst freuten sich die Orgelbauer Sauer und Walcker über zahlreiche Leipziger Aufträge, später kamen noch Eule und Jehmlich hinzu.

Die Baumeister wiederum nutzten die Aufträge oft, um technische Meisterleistungen vorzuführen. So galten die Sauer-Orgeln in der Thomaskirche, in St. Michaelis und der Peterskirche ebenso wie die Walcker-Instrumente in Gewandhaus und Musikhochschule als einzigartige Ensembles. Und auch der erste Leipziger Großbau der Firma Jehmlich in der vom Jugendstil geprägten Philippuskirche Neulindenau war ein Paukenschlag: »Dort wurde eine

selten erreichte Einheit aus Architektur und Orgelbau vollführt, zudem nimmt diese Orgel bereits vieles vorweg, was erst Jahre später in der Orgelbewegung Allgemeingut wurde«, schwärmt Thoralf Roick, der in den 90er Jahren Kantor an der Philippuskirche war. Doch seine Bemühungen um Rettung des Ensembles glichen einem Kampf gegen Windmühlenflügel. Zwar würde die Restaurierung nicht einmal 150 000 Euro kosten. Gleichzeitig müsste aber der undichte Kirchenbau aufwändig saniert werden. Die Gemeinde kann dies nicht schultern: Mittlerweile ist die Kirche geschlossen, Pläne zur Nutzung als Außenstelle der »Schaubühne Lindenfels« scheiterten. »Dass dieses faszinierende und im Originalzustand erhaltene Instrument verfällt, ist eines der traurigsten Kapitel der Leipziger Orgelgeschichte«, klagt Johannes Unger.

Spätestens seit dem im 20. Jahrhundert geweckten Interesse für Historisches entwickelt sich die Leipziger Orgellandschaft zweigleisig: Zum Drang, stets das Modernste zu bauen, kam der Wunsch, aufwändig erweiterte Instrumente wieder in den originalen Zustand zurückzuführen – in den 90er Jahren wurde dies oftmals gar zum einzig möglichen Ansatz des Orgelbaus. Doch auch heute noch lässt sich der im 19. Jahrhundert entwickelte Hang zum Gigantischen in Leipzig feststellen. Beispiel Nikolaikirche: Nachdem die dortige Ladegast-Orgel, immerhin die größte Kirchenorgel Sachsens, nun umfangreich erweitert wurde, ist ihr der Superlativ wohl für alle Zeiten sicher. Doch im Gegensatz zu Jürgen Wolf will kaum noch ein Experte das Instrument als »Ladegast-Orgel« bezeichnen. Zu andersartig sind die von der Firma Eule verbauten zusätzlichen Stimmen – französische Klänge, die Ladegast niemals verwendet hätte. Dem hält Wolf entgegen: »Wer Ladegast spielen will, der kann die hervorragend restaurierten Ladegast-Register nutzen, die für sich schon eine stimmige Orgel ergeben. Wer mehr will, darf die modernen Stimmen nutzen, mit denen sich die gesamte Bandbreite der Literatur abbilden lässt.« Beeindruckend ist das Instrument zweifellos: Selbst wer dem Konzept einer Universalorgel nicht viel abgewinnen kann, staunt über die per Register zuschaltbare Sitzheizung, über den computerfähigen Midi-Anschluss, über den von Autobauer Porsche genial gestalteten Spieltisch, über die Setzeranlage mit Diskettenlaufwerk. »Das ist technische Perfektion in Reinkultur«, lobt David Timm.

Vor einem Vierteljahrhundert schmückte sich auch die Schuke-Orgel des Gewandhauses mit derlei Superlativen: Ein per Glasfaserkabel verbundener transportabler Spieltisch, umfangreiche Setzeranlage – das war damals das Beste vom Besten. Klanglich entwickelte die Firma Schuke ein Instrument mit neobarockem Gestus, das von vielen als in sich stimmig bewertet wurde. Dennoch ließ bereits der zweite Gewandhausorganist die Orgel mit kleineren Umbauten und einer umfangreichen Nachintonation verändern, wobei Michael Schönheit Wert auf die Feststellung legt, nicht in das Wesen des Instruments eingegriffen zu haben. »Jede Orgel hat einen eigenen Zauber, den der Organist entdecken muss und an dem man sich nicht vergreifen darf. Es käme schließlich auch niemand auf die Idee, der ›Mona Lisa‹ eine Brille zu malen, weil Brillen plötzlich modern sind«, vergleicht Schönheit. So beschreibt er die Überarbeitung der Gewandhausorgel auch als »äußerst behutsam«. Baulich seien nur Dinge verändert worden, die 1981 zwar gewünscht, aber aus verschiedenen Gründen nicht umgesetzt werden konnten. Und in klanglicher Hinsicht glaubt Schönheit jetzt, das Instrument günstiger zu präsentieren: »Nach Jahren hat man ein Gespür dafür, dass das eine oder andere dem Raum angemessener wäre. So hat der früher obertonreiche Klang inzwischen eine bessere Balance zugunsten der Grundtöne.«

Gut möglich, dass es am Ende gar nicht die vielen außergewöhnlichen Instrumente sind, die Leipzig zu einer Orgelstadt machten. »Wenn man amerikanischen Organisten erzählt, dass man aus Leipzig kommt, dann leuchten bei denen die Augen«, weiß Johannes Unger. »Denn eigentlich hat dort jeder einen Lehrer, der bei einem gelernt hat, der Schüler von Straube war.« Wobei die große Vergangenheit auch ein Nachteil sein kann, wie Christoph Krummacher erklärt: »Vor 100 Jahren gingen von Leipzig Impulse in die ganze Welt aus. Die

Saat ging auf, und deshalb sind heute viele Städte lebendige Orgelstädte. Als Leipziger darum die schwindende Bedeutung der eigenen Heimatstadt zu beklagen, käme mir schizophren vor.«

Dennoch zählt das Kirchenmusikalische Institut auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts zu den großen Adressen für ein Orgelstudium. Und das nicht nur angesichts der Tatsache, dass dafür nun zwei hervorragende Instrumente zur Verfügung stehen: die Collon-Orgel im Kammermusiksaal im Stil des französischen Barock und die von der Firma Eule gebaute sinfonische Orgel, die angesichts der schwierigen Akustik im Konzertsaal mit erstaunlicher klanglicher Klarheit aufwartet.

Neben den hörenswerten Instrumenten sind es aber auch heute noch vor allem die Lehrer, die das Studium prägen – und für die ihre Studenten schon mal höchstes Lob zollen: »Die Ausbildung hier ist vorbildlich«, erinnert sich David Timm. Und Jürgen Wolf, der lange an der Hochschule unterrichtete, pflichtet bei: »Auf einen Organisten wie Johannes Unger, der regelmäßig bei Wettbewerben abräumt, kann man nur stolz sein.« Wobei für Absolventen immer weniger Stellen zur Verfügung stehen, viele treten sich selbst bei der Bewerbung um Kleinststellen gegenseitig auf die Füße. David Timm: »Es ist traurig, wenn man hört, dass das Kantorenamt an der Peterskirche, wo ein Künstler wie Walter Heinz Bernstein wirkte, jetzt nur noch eine 25-prozentige C-Stelle ist.«

Gerade diese Existenzsorgen junger Organisten verhindern jedoch, dass sich ein weiterer Aspekt der Orgelstadt Leipzig wieder adäquat zur großen Vergangenheit entwickeln kann: Leipziger Komponisten, die für Orgel schreiben, sind mehr als rar. Dabei sollte der letzte komponierende Organist von überregionalem Rang, Volker Bräutigam, längst seine Nachfolger gefunden haben. Doch die namhaften Leipziger Tonsetzer haben zur Orgel meist keinen Zugang. Greift doch mal einer zum Papier und schreibt wie Frank Peter Kram eine Komposition als Auftragswerk für den Bach-Wettbewerb, dann gerät das Stück bald nach der Pflichtaufführung in Vergessenheit.

Befragt nach den Gründen dieses Defizits, sind die meisten Leipziger Orgelexperten ratlos. Christoph Krummacher übt ein wenig Selbstkritik: »In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gab es in Leipzig oft die herausfordernde Situation, dass sich an zwei verschiedenen Stellen zwei Künstler auf höchstem Niveau Konkurrenz machten – etwa zwischen Gewandhaus und Musikhochschule oder auch zwischen zwei Kirchen. Diese Konkurrenz fehlt heute zumeist.« Zur Gelassenheit rät hingegen Michael Schönheit: »Es gab zwischen den fruchtbaren Phasen in Leipzig immer auch Jahrzehnte, in denen das musikalische Leben ruhiger schien. Zudem können wir vieles in der Gegenwart noch nicht beurteilen.« Zum Beweis für diese These hält Schönheit einen Namen parat, den heute jeder zu den großen Leipziger Orgelkomponisten zählt: Johannes Weyrauch. »Es ist aber noch nicht einmal 15 Jahre her, da hat man diejenigen mild belächelt, die Weyrauchs Musik aufführten«, erinnert sich der Gewandhausorganist und fordert: »Um zu wissen, ob am Anfang des 21. Jahrhunderts in Leipzig wichtige Orgelmusik komponiert wurde, müssen wir also erst einmal einige Jahrzehnte warten.«

((Insert 1 [¾ Spalte]:))

Die Orgel(n) der neuen Paulineraula *Die Frage, welche Orgel in der neu zu bauenden Universitätsaula erklingen soll, ist noch lange nicht endgültig beantwortet. Die eigentümlichen baulichen Anforderungen an das Ensemble, das in Erinnerung an die gesprengte Universitätskirche zugleich Aula und Gottesdienstraum sein soll und zumeist durch eine Trennwand geteilt sein wird, legen den Gedanken an zwei Instrumente nahe. Dafür könnten zwei frühere Orgeln der Universitätskirche Pate stehen. Zum einen die von Praetorius beschriebene, zum anderen die von Scheibe gebaute. Jene Orgel wäre dann das liturgische Hauptinstrument für die Universitätsgottesdienste, während die konzertanten Aufgaben ein Werk übernehme, das ideell an die von Scheibe gebaute Barockorgel erinnern*

würde – keine historische Kopie, sondern ein Instrument, dass das berühmte Vorbild zitiert und weiterführt.

Dass das funktioniert, bezweifelt Ullrich Böhme. Er brachte innerhalb der Orgelkommission den historisierenden Bau der 1710 von Silbermann vorgeschlagenen, aber nie realisierten Orgel ins Spiel. »Leipzig hat viele moderne Instrumente. Aber Silbermann wäre das I-Tüpfelchen für die Orgelstadt.« Argumente für diese Idee hat Böhme genug: »In Bachs Bericht gibt es zwischen den Zeilen Kritik an Scheibes Orgel. Wenige Zeit später ließ ein anderer Prüfer kein gutes Haar mehr an diesem Instrument. Irgendwann hat es wohl auch den Leipzigern nicht mehr gefallen, sonst hätten sie es nicht umgebaut. Warum also sollte sich die Universität auf diese kritisierte Orgel beziehen und nicht auf Silbermanns Vorschlag, hinter dem eine Vision steht?« Eine für ihn schlüssige Antwort auf diese Frage hat der Thomasorganist nicht bekommen – weshalb die Orgelkommission nun ohne ihn den Spagat zwischen Historismus, Moderne und knappen Finanzen suchen muss. haku

((Insert 2 [½ Spalte]:))

Leipziger Orgeln auf CD 1995 erschien im Label »querstand« die CD »Orgeln in Leipzig« (VKJK 9508). Sie vereint Porträts der Orgeln der Auferstehungskirche Möckern, der Propsteikirche, der Michaeliskirche, der Gedächtniskirche, der Paul-Gerhardt-Kirche, der Laurentiuskirche sowie der Sauer- und der (inzwischen durch die Bach-Orgel ersetzten) Schuke-Orgel in der Thomaskirche. Die Leipziger Organisten Ullrich Böhme, Winfried Schrammek, Christoph Krummacher, Stefan Audersch, Johannes Gebhardt, Holm Vogel und Bernhard Vit spielten Werke unter anderem von Johann Sebastian Bach, Felix Mendelssohn Bartholdy, Robert Schumann, Johannes Weyrauch und Sigfrid Karg-Elert ein. Obwohl es inzwischen wohl Zeit wäre, das Projekt zu aktualisieren und auch die Instrumente in Musikhochschule, Gewandhaus, Nikolai- und Philippuskirche einzubeziehen, ist die CD auch heute noch hörens Wert. Denn sie dokumentiert den Zustand der Orgelstadt Leipzig vor Abschluss der Restaurierungen und Neubauten rund um die Jahrtausendwende: So zeigt Ullrich Böhme, dass die Schuke-Orgel der Thomaskirche längst nicht so ungünstig klang, wie es heute gern dargestellt wird. Und Johannes Gebhardt bringt ein oft vergessenes Instrument in Erinnerung: die Eule-Orgel der Schönefelder Gedächtniskirche. Nicht zuletzt schließt das informative Beiheft, verfasst von Winfried Schrammek, eine auch heute noch bestehende Lücke: Denn ein Buch, das die einzigartige Leipziger Orgellandschaft dokumentiert, gibt es auch im Jahr 2006 noch nicht. haku

((Anzahl Druckseiten: 5 / Abb.))

((Rubrik:))

Interview

((Überschrift: 26/26' Franklin))

»Leipzig ist ein Sammelsurium von Orgeln«

((Vortext: 18/22' Garamond kursiv, Satzbreite 109 mm, Flattersatz linksbündig))

*Der das sagt, ist ein Orgelkenner par excellence: Winfried Schrammek, ausgebildeter Kirchenmusiker, Musikwissenschaftler und ehemaliger Direktor des Leipziger Musikinstrumenten-Museums.**

Wir sprachen mit dem Musikgeschichtsprofessor nicht allein über Orgeln in Leipzig, sondern auch über einige Aspekte der Orgelmusikpflege heute.

((Anmerkung:))

*** Nota bene: Das Museum selbst besitzt 14 Orgeln, darunter ein um 1610 gebautes Positiv und eine Hildebrandt-Orgel!**

((Haupttext [9 Spalten]: 10/12' Garamond, Satzbreite 52 mm, Blocksatz))

Herr Professor Schrammek, ist Leipzig eine Orgelstadt?

Winfried Schrammek: Ja, durchaus. Man kann sie nicht vergleichen mit Orgelstädten wie Lübeck, der Stadt der großen norddeutschen Orgelbauer, oder Freiberg in Sachsen, das geprägt ist durch Gottfried Silbermann. Leipzig ist ein Sammelsurium, in dem sich heterogene Elemente finden von einigen historisch bemerkenswerten Dingen bis hin zu interessanten zeitgenössischen Lösungen.

Was macht Leipzig im Vergleich zu den von Ihnen genannten Städten zur Orgelstadt? Etwa, dass man hier für alle Orgelliteratur das jeweils entsprechende Instrument findet?

Schrammek: Das findet man tatsächlich. In Leipzig hat man zur Gründerzeit viel Geld auch in kulturelle Dinge hineingesteckt, so dass hier im Zuge einer Hochkonjunktur des Kirchenbaus ein wahrer Orgelbauboom ausgelöst worden ist. Es entstanden viele Orgeln von guter Qualität und charakteristischem Ausdruck. Ältere Orgeln dagegen sind in dieser Zeit weggegeben, vergessen oder gar vernichtet worden. Aber in den letzten Jahren hat man sich der alten Orgeln, die es noch gibt, erinnert und versucht, sie wieder zu beleben. Das beste Beispiel ist die älteste erhaltene Kirchenorgel in Leipzig, die aus dem Jahr 1766 stammt und gebaut worden ist von Johann Christian Immanuel Schweinefleisch. Sie befindet sich heute in der Auferstehungskirche zu Leipzig-Möckern. Nach vielfachen Veränderungen, die sie in der Zwischenzeit erfahren hat, ist man nun bemüht, sie so weit wie möglich in den Urzustand zurückzusetzen. Zugleich erinnert man sich der Orgeln aus der Zeit um und vor 1900 und lässt diese ebenfalls wieder in den Urzustand bringen. Ein gutes Beispiel ist die Sauer-Orgel in der Thomaskirche, die seit vergangenem Jahr wieder genau in der Disposition erklingt, wie sie 1908 vom damaligen Thomasorganisten Karl Straube initiiert und von der Firma Sauer ausgeführt worden ist.

Daneben bestehen die neuen Orgeln, die in den Jahrzehnten seit dem Zweiten Weltkrieg gebaut worden sind unter anderem von der Firma Schuke, die durch exemplarische Instrumente hervorgetreten ist. Das ist das heterogene Bild, das in Leipzig herrscht.

Wie kommt es, dass sich in der Gründerzeit keine große Orgelbaufirma in Leipzig angesiedelt hat?

Schrammek: Die Frage ist berechtigt, denn es war in den Jahrhunderten zuvor anders. Da gab es beispielsweise Johann Scheibe und Zacharias Hildebrandt in der Zeit Johann Sebastian Bachs oder später Johann Gottlob Mende. Doch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bildeten sich Monopolisten heraus. Einer von ihnen war Sauer in Frankfurt an der Oder, ein anderer Walcker in Ludwigsburg, der die Orgel für das zweite Leipziger Gewandhaus gebaut hat. Diese Monopolisten haben nach und nach die kleineren Meister verdrängt.

Doch im 20. Jahrhundert haben sich den Leipziger »Orgelbaukuchen« dann vorwiegend die Firmen Eule und Jehmlich geteilt.

Schrammek: Beide gehörten mit zu den Monopolisten. Die erste große Orgel von Eule, die heute wieder im Originalzustand erklingt, wurde 1894 in der Leipzig-Neustädter Kreuzkirche gebaut. Jehmlich hat nach einem kleineren Einstieg 1900 in Leutzsch dann 1910 die große Orgel in der Philippuskirche geschaffen.

Auf den Boom, der bis in die 1930er Jahre anhielt, folgte die Zäsur durch den Zweiten Weltkrieg. In ihm sind viele Kirchen und mit ihnen bedeutende Orgeln zerstört worden. In der DDR wurde die Universitätskirche geschleift, wurden die Andreas- und die Markuskirche abgebrochen. Sind diese Verluste, bezogen auf die Orgeln, inzwischen annähernd wieder ausgeglichen?

Schrammek: Aus der Andreaskirche sind Teile der Jehmlich-Orgel gerettet und im Gemeindesaal, wo heute Gottesdienst gehalten wird, aufgestellt worden. An einigen anderen Orten sind neue Orgeln gebaut worden. So ist in der neuen Propsteikirche 1987 eine vorzügliche Orgel von Schuke errichtet worden, die nach den Vorschlägen und Wünschen des verdienstvollen Kantors Kurt Grahl realisiert worden ist.

Hat auch die Mende-Orgel der Universitätskirche einen adäquaten Ersatz bekommen?

Schrammek: Diese Orgel war ein Musterbeispiel für das leidenschaftliche Bemühen Leipziger Bürger, immer das Modernste zu haben. Im Laufe der Zeit hat sie so viele Erneuerungen und Vergrößerungen erfahren, dass man kaum noch von einer Mende-Orgel sprechen konnte. 1915 ist schließlich durch Johannes Jahn eine solche große Veränderung vorgenommen worden, dass man eigentlich sagen muss, er hat eine neue Orgel gebaut. Sie war mit 92 Registern auf vier Manualen die größte des Landes Sachsen. Aufgrund technischer Mängel sollte sie unmittelbar vor dem Zweiten Weltkrieg durch die Firma Eule überholt werden. Das konnte jedoch erst nach dem Krieg geschehen und ist 1948 vollendet worden. So hatte sie bis zur Sprengung der Kirche 1968 als eine grandiose, vielseitig zu verwendende Orgel von Eule mit vier Manualen und 80 Registern Bestand. Da war aber von Mende so gut wie nichts mehr vorhanden.

Sie sprachen den Willen der Leipziger Bürger an, immer das Modernste zu haben. Wie sehen Sie die angebliche Restaurierung der Ladegast-Orgel in der Nikolaikirche?

Schrammek: Da ist dieser Wille so weit gegangen, dass man de facto eine neue Orgel geschaffen hat. Sie enthält zwar immer noch eine große Anzahl von Registern Ladegasts, die überholt und neu intoniert worden sind, aber es sind andere Klangwelten besonders französischer Art hinzugefügt worden, die Ladegast nicht gekannt und möglicherweise auch nicht gewollt hat. So ist dieses Werk mit seinen fünf Manualen und 103 Registern ganz gewiss als groß, laut und effektiv gelungen. Aber es ist keine Ladegast-Orgel mehr.

Ist das nicht ein merkwürdiger Gegensatz: Wir erleben heute vielfach den Rückbau von Orgeln in ihren Urzustand, also eine ähnliche Bewegung wie in den 1920er und 1930er Jahren. Und zugleich stehen wir hier vor dem Ausbau dieser ohnehin schon größten Kirchenorgel in Leipzig zu einem gigantischen Werk. Ist Letzteres nicht völlig unzeitgemäß?

Schrammek: Seit 1945 und besonders in den letzten Jahrzehnten wird in zwei Spuren gefahren. Zum einen herrscht nach wie vor der Drang hin zum Modernsten. Zum anderen gibt es in der gleichen Stadt, allerdings von anderen Persönlichkeiten, das Bemühen, Orgeln originalgetreu wiederherzustellen, die vor 100 und mehr Jahren in einer geradezu perfekt anmutenden Weise geschaffen worden sind.

Welche Auswirkungen hatte die eben genannte Orgelbewegung zu ihrer Zeit in Leipzig?

Schrammek: Es gibt mindestens drei Orgeln, die sich in unmittelbare Beziehung dazu setzen lassen. 1938 fand in Freiberg eine große Orgeltagung statt, die im Zuge der Orgelbewegung der Erneuerung der Kleinorgel und dem Positivbau gewidmet war. In der Reformierten Kirche steht ein Positiv, das Paul Ott in Göttingen ganz sicher im Nachgang dieser Orgeltagung gebaut hat. Es ist kürzlich von der Firma Wegscheider restauriert worden.

Eine zweite in diesem Zusammenhang zu nennende Orgel ist die von Furtwängler & Hammer in der Versöhnungskirche, 1932 gebaut. Die Disposition hat im Wesentlichen der Thomasorganist Günther Ramin erstellt, der ein Protagonist der Orgelbewegung war. Es ist eine Orgel mit elektrischer Traktur und mit einigen Modernismen der Zeit wie etwa einem Schwellwerk. Aber die klangliche Entfaltung beruht auf Schleifladen und einer Disposition, wie sie um den Anfang des 18. Jahrhunderts gewesen ist. Das Werk ist vor kurzem durch die Firma Scheffler restauriert worden.

Schließlich ist noch eine Hausorgel zu nennen, die heute im Besitz des Leipziger Organisten Holm Vogel ist. Sie hat die Firma Eule um 1934 gebaut und ist ein typisches Produkt der Orgelbewegung. Eule ist ja zu verdanken, dass in den 30er Jahren historische Orgeln wie die in Störmthal oder Wechselburg gerettet worden sind.

Vielleicht ist auch die Orgel in der Gnadenkirche von Wahren, 1929 von Jehmlich gebaut, ein Resultat der Orgelbewegung. Aber ich kenne sie nicht.

Womit wir wieder bei Eule und Jehmlich wären, zu denen sich nach 1945 noch Schuke gesellte. Zwei Orgelneubauten Ende des 20. Jahrhunderts stammen jedoch aus keiner der drei Werkstätten: die Orgel von Patrick Collon im Kammermusiksaal der Musikhochschule und die sogenannte Bach-Orgel von Gerald Woehl in der Thomaskirche. Ist das ein Bruch?

Schrammek: Mittlerweile steht auch die neue Orgel für den neu errichteten Konzertsaal der Musikhochschule, und die ist wieder von Eule ganz nach der Sicht von vor 100 Jahren gebaut worden. Beide, die von Eule und die nach französischer Sicht von Collon geschaffene, sind Orgeln für die Ausbildung. Wobei es verdienstvoll ist, dass man einen französischsprachigen Orgelbauer aus Brüssel beauftragt hat, der weiß, was französische Register sind und wie sie zu klingen haben. Zudem ist hier ein Instrument gebaut worden, das es vergleichbar in Leipzig bisher nicht gegeben hat.

Was die neue Orgel in der Thomaskirche angeht: Sie ist gebaut worden als Antwort auf die häufig gestellte Anfrage: ›Bach war vornehmlich an dieser Kirche tätig; wir wollen wissen, wie seine Orgelwerke seinerzeit geklungen haben.‹ Es gibt zwar den kleinen Scherz, dass es gereicht hätte, vor der Thomaskirche ein Schild aufzustellen »Zur Bach-Orgel 50 Kilometer südwärts«, da wäre man nach Naumburg gekommen und hätte in der Wenzelskirche die von Bach geprüfte und für gut befundene Hildebrandt-Orgel vorgefunden. Aber das wollte man den Touristen nicht antun. So hat Ullrich Böhme die Disposition von Johann Christoph Bach und Georg Christoph Sterzing für die um 1700 erbaute Orgel in der Eisenacher Georgenkirche erforscht. Das war eine für die damalige Zeit riesige Orgel mit vier Manualen, sehr vielen farbgebenden Registern, unter anderen Terzregistern, die auch bei Johann Sebastian Bach eine große Rolle spielen. Daraus ist die neue ebenfalls viermanualige Orgel in der Thomaskirche entstanden, wie es sie zur Zeit Bachs hier in Leipzig mit Sicherheit nicht gegeben hat. Mit Christoph Wolff bin ich der Meinung, das ist die Orgel der Bache. Es ist die Orgel des jungen Sebastian Bachs, wie er sie in Eisenach gelegentlich gehört haben mag. Sie ist in diesem

Sinne großartig gelungen und eine große Bereicherung. Aber sie ist keine Johann-Sebastian-Bach-Orgel aus seiner Leipziger Zeit.

Entsprach die Schuke-Orgel, die 1967 in die Thomaskirche eingebaut worden war, eher dem Leipziger Bach?

Schrammek: Nein, auch das nicht. Bei der Orgel, die Gerald Woehl gebaut hat, gab es eine sehr gute Zusammenarbeit zwischen ihm und Ullrich Böhme, dem Thomasorganisten. Eine solche gab es damals beim Bau der Schuke-Orgel nicht. Der Thomasorganist Hannes Kästner hat die Dinge zwar verfolgt, aber ohne so leidenschaftlich dem Klangideal Bachs nachzuspüren, wie es Ullrich Böhme getan hat. So ist es ein Instrument von Schuke geworden mit hohen Obertönen, die für den späten Bach nicht geeignet sind und auch dauernd zu Verstimmungen des Werkes führten.

Es ist bekannt, dass Mozart und Mendelssohn auf der Orgel in der Thomaskirche gespielt haben. Ist auch bekannt, auf was für einer Orgel?

Schrammek: Das ist bekannt. Und zwar handelt es sich um die Orgel, die 1772/73 durch Johann Gottlieb Mauer um- und eigentlich neu gebaut worden ist. Sie stand ganz in der Bachschen Tradition und hat auch noch so ausgesehen wie zur Zeit Bachs, wenn auch ohne Rückpositiv.

Warum hat man nicht diese Orgel rekonstruiert?

Schrammek: Es ist zwar die Orgel aus der Bach-Zeit, aber es ist keine gewesen, mit der sich Bach identifiziert hat. Deshalb finde ich es richtig, dass nicht darauf zurückgegriffen worden ist. Man hätte, als man in der Eisenacher Georgenkirche 1982 eine neue Orgel von Schuke bauen ließ, das tun sollen, was Ullrich Böhme jetzt in Leipzig getan hat. Und hier in Leipzig hätte man als Zweitorgel für die Thomaskirche eine bauen können, wie sie der von Bach geschätzte Christoph Cuncius für Halle gebaut hat. Das wäre eine noch bessere Idee gewesen. Stattdessen haben wir hier also nun die Orgel der Bache, ein in diesem Sinne sehr gutes Instrument.

Die Choralvorspiele von Bach und vielen anderen Orgelkomponisten haben bis heute einen festen Platz im evangelisch-lutherischen Gottesdienst zumindest dort, wo es noch einen fest angestellten Kantor gibt. In der katholischen Kirche kennt man eine solche Orgelmusiktradition nicht. Drückt sich der Substanzverlust, den Kirchenmusik heute allgemein erlebt, nicht besonders im Umgang mit den Orgeln und der Orgelmusik aus, und das in der katholischen Kirche vielleicht noch mehr als in der evangelischen?

Schrammek: Auf alle Fälle mehr in der katholischen als in der evangelischen Kirche. Ich habe jetzt mehrfach in evangelischen Kirchen Orgelvertretung gemacht, und in einer werde ich jedes Mal vom Pfarrer vor dem Gottesdienst gebeten, an bestimmten Stellen etwas Meditatives in liturgischer Funktion zu spielen. Es freut mich sehr, solche Anforderungen zu bekommen, die ich in einer katholischen Kirche wenn überhaupt, so nur ganz selten bekommen würde.

Ein anderes Beispiel: Wie Ullrich Böhme an der Thomaskirche die Choralvorspiele des 18. Jahrhunderts pflegt und im Zusammenhang mit dem Gemeindegesang interpretiert, das finde ich so vorbildlich, wie ich das vor Jahren in einer Arbeit für Naumburg als Anregung niedergeschrieben habe. Da hat die Orgel auch im Gottesdienst eine tiefe Bedeutung. In der katholischen Kirche herrscht in der Liturgie heute ein enormer Wortüberschuss. Es wird erzählt, rezitiert und immerfort »pädagogisiert« – das ist kein Wort von mir, sondern von kritischen Liturgikern –, so dass kaum noch ein Ort der Stille bleibt, geschweige denn der einer Orgelmusik. Hinzu kommt eine gewisse fehlende Künstlerschaft. Ich möchte nicht

wissen, wie viele hauptberufliche Organisten es in Sachsen noch an den katholischen Kirchen gibt.

Zu ihnen gehört der bereits genannte Kurt Grahl, der der Orgel durchaus zu ihrem Platz verhilft, und sei es, indem er am Schluss des Gottesdienstes zehn Minuten lang improvisiert.

Schrammek: Da bin ich eher skeptisch. Die Musik gehört als eine liturgische Komponente in den Gottesdienst hinein und nicht an den Schluss als nachgeschobenes Konzert.

Die bedeutsameren Orgeln Leipzigs findet man hauptsächlich in den evangelischen Kirchen. Von den Instrumenten in katholischen Kirchen sind eigentlich nur die beiden Schuke-Orgeln in der Liebfrauen- und in der Propsteikirche sowie die Jehmlich-Orgel in der Laurentiuskirche nennenswert. Ist die Diasporasituation der katholischen Gemeinden in Leipzig der Grund dafür? Oder hat die katholische Kirche generell ein größeres Problem mit Kirchenmusik als die evangelische?

Schrammek: In der evangelischen Kirche gibt es einen Mann, der Martin Luther heißt und der Maßgebendes zur Musik nicht nur gesagt, sondern auch durch eigene, exemplarische Liedschöpfungen beigetragen hat. Laut ihm ist Musica die Disziplin, die gleich nach der Theologie kommt. Damit sind eine Lizenz und eine Richtung gegeben, wie sie trotz vieler päpstlicher Instruktionen in der katholischen Kirche nicht praktiziert werden. Aber auch für Leipzig trifft zu, die Katholiken leben hier nach wie vor in der Diaspora.

Welche Stellung in der Orgellandschaft Leipzigs hat die Schuke-Orgel im Gewandhaus?

Schrammek: Für mich eine ganz herausragende. Das beginnt schon bei der außergewöhnlich guten ästhetischen Einbettung in den Saal und reicht bis hin zur Disposition. Schuke hat Elemente des barocken Orgelbaus von der Orgelbewegung aufgenommen. Darüber hinaus hat er eigene Mensuren und eigene Zusammensetzungen der Obertöne entwickelt, und er hat moderne Register eingebracht bis hin zu den Horizontaltrompeten, wie sie die Gewandhaus-Orgel aufweist, ohne in das Fahrwasser eines französischen Werks zu geraten. Schuke bleibt auch da sich selbst und seiner künstlerischen Maxime treu. Zwar nimmt er Anregungen von außen auf, nimmt sie aber nicht blind hinein und realisiert nicht Klänge, die nicht seinen persönlichen Überlegungen und nicht seiner Tradition entsprechen. Das alles ist in der Gewandhaus-Orgel zu finden, und deshalb halte ich sie für ein außergewöhnlich gutes, würdiges Orgelinstrument, das in sich – wie es Praetorius sagen würde – fast vollkommen ist und aus sich heraus spricht. Es ist eine große klangliche Einheit und ein überwältigend schöner Klang, der durch die vielen Prinzipale und Mixturen etwas vom Urgrund der Orgelmusik in unsere Zeit gebracht hat. Auch der Obertonreichtum ist vorhanden, ohne dass es so spitz und grell pfeift, wie es zum Teil in früheren Schuke-Orgeln der Fall gewesen ist.

Mitte der 90er Jahre ist durch Matthias Ullmann eine Nachintonation erfolgt, bei der ein Register hinzugefügt und Kleinigkeiten verändert worden sind. War das nötig?

Schrammek: Nein. Aus meiner Sicht hätte die Orgel unbedingt im mittlerweile auch historischen Stand von 1981 belassen werden müssen. Es ist auch gegen den Willen von Schuke geschehen. Wie ein Bild muss eine Orgel vom Orgelbauer her einen einheitlichen künstlerischen Ausdruck haben und darf nicht gebaut sein als Sammelbecken verschiedener Interessen. Ich habe manchmal den Eindruck, dass der Orgelbaukünstler zu wenig beachtet wird. Silbermann hat sich nichts sagen lassen. Er hat sein System durchgeführt. Auch Schuke hat weitgehend sein System durchgeführt und damit eine in sich geschlossene Klanglichkeit bewirkt, wie sie auch für die Gewandhaus-Orgel gelungen ist.

Bach und Silbermann kamen nicht miteinander aus, weil dieser nicht auf Bachs Wünsche eingehen wollte. Ganz anders war das bei Bach und Hildebrandt oder, wie Sie sagten, bei

Böhme und Woehl. Ist es nicht besser, wenn ein Orgelbauer kein völlig fertiges Konzept verfolgt, sondern offen ist für die Anregungen eines Organisten?

Schrammek: Der Orgelbauer wünscht oft selbst, dass der Organist seine Vorstellungen äußert und im besten Falle mit um das Werk ringt, ohne dabei etwas zu oktroyieren. Sicher wird auch beim Gewandhaus jemand den Orgelbau begleitet haben. War das Matthias Eisenberg?

In Steffen Lieberwirths Buch »Die Gewandhaus-Orgeln«, das kurz nach Eisenbergs »Republikflucht« erschien, wird er totgeschwiegen. Doch zur Zeit der Intonation der Orgel ab Frühjahr 1981 war er bereits als Gewandhausorganist im Amt.

Schrammek: Dann wird er es wohl gewesen sein. Aber noch einmal: Der künstlerische Wille des Orgelbauers muss respektiert werden. Doch er wird angetan sein, wenn der Organist lebhaft Anteil nimmt.

Ich gehöre der Orgelkommission für die neue Universitätsaula an. Da äußern wir Wünsche und machen ansonsten für die Orgelbauer nur ganz zurückhaltende Bemerkungen, die für die Ausschreibung nötig sind.

Was schwebt Ihnen für die neue Aula, mit der an die gesprengte Universitätskirche erinnert werden soll, vor?

Schrammek: Ein Orgelneubau für vielgestaltige Möglichkeiten. Er muss sich für große festliche Orgelkonzerte, für die vollgültige Begleitung des Universitätschores auch bei Chorwerken des 19. und 20. Jahrhunderts sowie für liturgische Aufgaben der Universitäts-Gottesdienste eignen.

Die Universitätskirche hätte Anfang des 18. Jahrhunderts beinahe eine Silbermann-Orgel bekommen. Doch das ist gescheitert. Leider? Oder ist jene Silbermann-Geschichte nur eine Randglosse in der Historie der Orgelstadt Leipzig?

Schrammek: Es scheint am Geld gelegen zu haben, obwohl das Angebot von Silbermanns Konkurrenten Scheibe nur ein paar Florin drunter lag. Dass aber Scheibe genommen wurde, ist nicht zum Nachteil geraten. Er hat ein Instrument geschaffen, das moderner, größer und lebendiger war als die Silbermann-Orgeln, nicht zuletzt durch eine Vielzahl klanglicher und technischer Möglichkeiten. Von Bach ist das gelobt worden. So darf ich vielleicht verraten, dass wir für den Orgelneubau in der neuen Universitätsaula das Werk von Scheibe den Orgelbauern nahelegen möchten nach dem Motto: Schaut euch das an und versucht, etwas Äquales in der heutigen Zeit zu bauen.

Aber ebenso zu bedenken ist die Beschreibung der Orgel in der Paulinerkirche durch Michael Praetorius 1619. In jedem Falle wird es darum gehen, aus den örtlichen historischen Gegebenheiten heraus eine ganz der Gegenwart verpflichtete Lösung zu finden.

Leipzig hat keine Silbermann-Orgel, hat keine echte Ladegast-Orgel mehr und keine Walcker-Orgel. Die vielen anderen Orgeln, die es hier gibt, sind kaum präsent im Konzertleben der Stadt. An den Kirchen werden immer mehr Kantorenstellen halbiert, ganz gestrichen oder von Laien – nichts gegen diese! – zwar mit viel Enthusiasmus, aber eben nicht mit Professionalität ausgefüllt. Und es fehlt eine zeitgenössische Orgelmusik, die geschaffen und auch rezipiert wird. Angesichts dessen und nach allem, was im Laufe dieses Gespräches gesagt und festgestellt worden ist, noch einmal die Eingangsfrage: Ist Leipzig eine Orgelstadt?

Schrammek: Ja, es bleibt dabei. Wir haben einige Instrumente der Firma Sauer in hervorragendem Zustand, wir haben einige Instrumente von Schuke, darunter eine exemplarische Orgel im Gewandhaus. Wir haben sehr gute Übungsinstrumente in der Musikhochschule, und wir haben einige, wenn auch nur wenige, historische Instrumente rein kunsthandwerklichen Baus, die wieder belebt worden sind. Diese Vielzahl von Möglichkeiten

hat ihren eigenen Reiz und lässt sich nicht vergleichen mit der großen Einheit von Orgeln, wie sie in Lübeck oder in Freiberg besteht. Leipzig ist eine Orgelstadt eigenen Charakters, in der es noch viel zu probieren und zu studieren, noch viel mehr zu spielen und dafür zu komponieren gibt. Die Orgeln warten darauf.

Interview: Claudius Böhm, Hagen Kunze